

Die Judenverfolgungen unter Hitler in Ungarn

Das Rettungswerk eines Schweizer im Jahre 1944 in Budapest

Am 30. Juni 1961 trat Carl Lutz, schweizerischer Generalkonsul in Bregenz, in den Ruhestand. Sein Name ist verknüpft mit einem Rettungswerk, das in der finsternen Zeit des Zweiten Weltkriegs unter den widrigsten Umständen durchgeführt wurde und das als ein Ruhmesblatt in die Annalen schweizerischer Hilfsstätigkeit eingehen wird: Der damalige Vizekonsul Carl Lutz, der mit der Leitung der Schutzmachtabteilung der Schweizer Gesandtschaft in Budapest betraut war, unternahm im Jahre 1944, als die Judenverfolgungen in Ungarn ihrem Höhepunkt zustrebten, aus eigener Initiative und nur dem Ruf seines Gewissens folgend, eine großangelegte Rettungsaktion, die zwischen 50 000 und 60 000 Juden vor der Vernichtung in den nationalsozialistischen Todeslagern bewahrte. Im Eichmann-Prozeß in Jerusalem ist dieser Rettungsaktion zusammen mit derjenigen des später von den Sowjets verschleppten und seither verschollenen Schweden Wallenberg ehrend gedacht worden. Wie das Rettungswerk durchgeführt und unter welchen persönlichen Opfern und Gefahren es vollbracht wurde, ging jedoch aus den Prozeßberichten nicht genügend deutlich hervor. Daher veröffentlichen wir im folgenden die - leicht gekürzten - Aufzeichnungen, die Konsul Lutz im Jahre 1946 über seine Mission in Budapest verfaßte. Sie zeigen, was Mannesmut, Unerschrockenheit und Unbeirrbarkeit im Dienste der Menschlichkeit auch in einer Zeit zu wirken vermögen, in der alle ethischen Wertmaßstäbe mit Füßen getreten werden und in der die nackte Gewalt zu triumphieren scheint.

Die Redaktion

Der deutsche Einmarsch

Mit dem Auftrag meiner vorgesetzten Behörden, die Belange der Angehörigen von zehn Staaten in Ungarn wahrzunehmen, kam ich am z. Januar 1942 als *Leiter der Schutzmachtabteilung* der schweizerischen Gesandtschaft nach Budapest. Ich organisierte die Abteilung im Gebäude der amerikanischen Gesandtschaft am Szabadzag ter, wo mir ein Stab von routinierten mehrsprachigen Beamten zur Verfügung stand.

Bis zum *Einmarsch der deutschen Armee im März 1944* war der Dienst und das Leben, trotz Verdunkelung, fast normal. Am 18. März änderte sich jedoch alles schlagartig. Mit der deutschen Armee zog auch die Vorhut der Stoßtruppe Himmlers ein, an deren Spitze Obersturmbannführer Eichmann stand. Es wurden für die jüdischen Einwohner die Nürnberger Gesetze angewandt, das heißt Zusammenziehung aller Juden Budapests in sogenannte Judenhäuser und Tragen des gelben Sterns. Die *Juden Budapests* und des übrigen Ungarns, die eigentlich das letzte Reservat der jüdischen Bevölkerung in Osteuropa bildeten und die sich in Ungarn sicher wähnten, erfaßte eine ungeheure Panik. Dessen wurde ich gewahr, als „sich am nächsten Morgen vor meinen Bureaus mehrere Tausend erschrockener Menschen angestaut hatten, die um Schutz flehten. Gerade weil wir die größte Schutzmacht waren und eine Anzahl von fremden Gesandtschaftsgebäuden verwalteten, war die *Schweiz* als neutrale Macht bei der Bevölkerung Budapests schon lange in aller Munde. Es waren meistens ungarische Staatsbürger, was eine Inschutznahme seitens einer fremden Macht auf diplomatischem Wege so gut wie ausschloß. Doch die Gesetze des Lebens sind nun einmal stärker als menschliche Paragraphen. Der Ansturm vor meinem Bureaugebäude wurde mit jedem Tag größer und vehementer; denn Eichmann hatte bereits mit den *Deportierungen* aus der ungarischen Provinz nach den Vernichtungslagern in Polen begonnen. Man sprach damals noch von

Arbeitslagern. Jeden Tag rollten ein Dutzend Züge und mehr nach dem Osten. Die Menschen wagten nicht auszusprechen, was sie ahnten. Nun setzte eine Rückwanderung aus der Provinz nach Budapest ein, denn Tausende von Juden hatten sich in ländliche Gegenden geflüchtet in der Hoffnung, mit oder ohne gefälschte Papiere, welche sie als Christen tarnten, besser untertauchen zu können und so das Ende des Krieges abzuwarten.

Hilfe für die Juden

Mich beschäftigte ständig die Frage, wie ich den Leuten helfen könnte, ohne bei der akkreditierten Regierung persona non grata zu werden. Ich sann nach einem legalen Weg, die schützende Hand über die immer größer werdenden Massen halten zu können. Um einen groß angelegten Plan zu entwerfen, war die Zeit denkbar ungünstig. Ungarn hatte sich lange nur als Verbündeter Deutschlands auf dem Papier betrachtet. Nun sollte es plötzlich Waffenkamerad werden. Die feindliche Mentalität und die Gesetze des Krieges kannten keine Rücksichten mehr. Die Front rückte näher, und die Juden sollten nach militärischen Ueberlegungen «sichergestellt» werden, wie mir der damalige deutsche *Gesandte Veessenmayer* erklärte, damit sie - es waren damals vielleicht eine Million Juden in Ungarn nicht der kämpfenden Truppe in den Rücken fallen könnten. Die Luftangriffe auf Budapest wurden mit dem Einzug der deutschen Truppen immer zahlreicher und schwerer. Schon erschienen die ersten Bomberformationen über der Stadt, ohne daß Alarm gegeben werden konnte. Mir fehlte die Zeit, um mich der neuen Aufgabe, die eine rein humanitäre war, gründlich zu widmen; denn mein amtlicher Auftrag war ja die Wahrnehmung der Interessen feindlicher Staatsbürger in Ungarn, die immer größere Aufmerksamkeit erforderte, je mehr sich der Krieg seinem Höhepunkt näherte. Die Schweizer Behörden haben, wenn auch im sicheren Hafen, eine ähnliche Notsituation erlebt, als sich die verfolgten Juden Frankreichs, Deutschlands, Oesterreichs usw. an die Schweizer Grenze drängten und um Einlaß baten. In der Schweiz konnte sich aber der Bundesrat, die Fremdenpolizei, die Armeeleitung und eine ganze Anzahl anderer amtlicher und nichtamtlicher Stellen mit dem plötzlichen Ansturm befassen. Was die Schweizer Grenze

für die Judenbedeutete, die aus vorerwähnten Ländern kamen, war in Ungarn die schweizerische Gesandtschaft, vielmehr deren Schutzmachtabteilung, nur daß in Ungarn Revolution, Krieg und Chaos herrschten und ich dem lawinenartig anwachsenden Ansturm völlig allein gegenüber stand, d. h. ohne einen administrativen Apparat, ohne finanzielle Mittel und ohne amtlichen Auftrag.

«Auswanderung nach Palästina»

Ich erwog nun den Plan, zu versuchen, alle Juden zu schützen, welche die Absicht hatten, nach Palästina auszuwandern; *Palästina* war noch *britisches Mandatsgebiet* (ich habe dort übrigens bei Kriegsausbruch die deutschen Belange wahrgenommen), und so tangierte mein Plan wenigstens britische Interessen, war also einigermaßen im Rahmen meines Auftrages «Fremde Interessen». Noch war das eine rein theoretische Absicht. Doch für mich als Christ bedeutete die Notlage der Juden einen Befehl des Gewissens; ich suchte nach einem Weg, diesen Tausenden zum Tode Verurteilten beizustehen. Nach reiflicher Ueberlegung beschloß ich, um eine *Audienz beim deutschen Gesandten* und beim *ungarischen Außenminister* nachzusuchen, um meinen Plan vorzutragen, diejenigen Juden in Obhut nehmen zu dürfen, welche nach Palästina auszuwandern wünschten. Daß es bei der damaligen geladenen Atmosphäre und der gespannt feindlichen Einstellung gegen die Juden einen Affront bedeutete, die Judenfrage anzuschneiden, kann nur derjenige richtig beurteilen, der jene unberechenbare Situation selbst miterlebte. Der vorgetragene Plan wurde dann nach Berlin weitergegeben.

Während sechs Wochen führte ich unzählige Verhandlungen mit verschiedenen Regierungsämtern. Dann gab mir der Judenreferent der deutschen Gesandtschaft endlich zu verstehen, man wäre eventuell geneigt, ein gewisses «Kontingent» freizugeben, müßte daran aber bestimmte *Bedingungen* knüpfen. Diese lägen vor allem in der Kompetenz der ungarischen Regierung. Sobald diese sich willens zeigte, 100 000 «Leihjuden» zum Arbeitsdienst in Deutschland freizugeben, wäre man bereit, ein Kontingent von 7500 «Einheiten» zur Inschutznahme zur Verfügung zu stellen. Wie Berlin die Judenfrage zu lösen gedachte, war damals einem Außenstehenden natürlich nicht bekannt; das berühmte Wannseeprotokoll von 1942 hat aber später enthüllt, daß auch Ungarn «judenfrei» werden sollte. Die Verhandlungen dehnten sich bis in den Sommer hinein. Inzwischen wurden die Juden in sogenannte *Judenhäuser* kommandiert, wobei alle den gelben Stern tragen mußten. Die Straßen durften sie nur zu gewissen Stunden zum Einkauf von Lebensmitteln betreten. Die Panik wuchs mit jedem Tag, mit jeder Stunde. Jeden Tag war unsere Schutzmachtabteilung von ungeheuren Menschenmassen belagert.

Endlich wurde meinem Verlangen stattgegeben, wenigstens einen Teil der Juden, welche nach Palästina auswandern wollten, in Obhut zu nehmen. Diese aber mußten im Besitze eines *Auswanderungspasses* sein, auf Grund dessen sie dann einen sogenannten Schutzbrief erhalten konnten, auf dem bestätigt wurde, daß sie im Auswanderungspasß aufgeführt waren. Die Erstellung dieser Pässe, die «*Schweizer Kollektivpässe*» genannt wurden, bot erhebliche Schwierigkeiten, wenn sich auch zahlreiche Freiwillige zur Verfügung stellten, um bei den Schreibarbeiten mitzuhelfen. Meine Idee war, Kollektivpässe von je tausend Personen zu erstellen. Dazu

brauchte es, nebst den Personalien, auch Photos von den Personen, die in den Judenhäusern eingeschlossen waren. Eine Gruppe von 50 jungen jüdischen Freiwilligen stellte sich zur Verfügung - zum Teil in ungarischer Uniform -, um die Personalien und die Photos zu beschaffen. In mühsamer Nacharbeit wurden vorläufig vier Kollektivpässe von je 1000 Personen angefertigt.

Ausstellung von Schutzbriefen

Nach langen Konferenzen war mir die Bewilligung erteilt worden, jedem Juden, dessen Name im Kollektivpaß eingetragen war, einen sogenannten *Schutzbrief* auszustellen; doch wurden diese von der Polizei und den Gendarmen zuerst nicht überall anerkannt. Deshalb ersuchte ich um Durchgabe eines Befehls über den Rundfunk, daß schweizerische Schutzbriefe von allen Regierungsorganen zu respektieren seien. Diesem Ansuchen wurde von der Regierung stattgegeben mit dem Ergebnis, daß am nächsten Morgen eine unübersehbare Menge sich vor meinen Bureaus ansammelte, so daß berittene Polizei mir den Weg bahnen mußte. Zunächst wurden 5000 Schutzbriefe während der Nächte ausgefertigt, wobei ich mich auf den Standpunkt stellte, daß die ungarische Regierung 5000 Einheiten gemeint habe, das heißt 5000 Familien, also im ganzen rund 50 000 Personen. So ließ ich denn auch weitere 45 000 Briefe ausstellen.

Zu dieser Zeit (etwa Juli 1944) kam *Wallenberg* nach Budapest mit einem Schreiben des schwedischen Königs an Reichsverweser Horthy. Er besuchte mich nach seiner Ankunft und bat mich, ihn über meine Rettungsaktion zu informieren und ihm den Text unserer Schutzbriefe zu geben, damit er eine ähnliche Aktion starten könne. Ich erteilte ihm alle erwünschten Auskünfte, auch über meine Verhandlungen mit den ungarischen und deutschen Stellen.

Auf der *amerikanischen Gesandtschaft*, wo sich unsere Bureaus befanden, war schon großer Platzmangel; ich sah mich genötigt, eine Ausweichstelle zu schaffen, die in einem Glashaushaus an der *Vadacs utca* gefunden wurde. Die neue Abteilung hieß «*Auswanderungs-Sektion*». Innerhalb zweier Tage hatten sich aber auch dort schon an die 2000 Menschen eingemietet. Dasselbst wurden auch die Schutzbriefe ausgegeben. Immerhin wurde durch dieses neue Gebäude der Andrang von der eigentlichen Schutzmachtabteilung abgeleitet, und die unter dem offiziellen Schutz stehenden fremden Staatsbürger hatten wieder freien Zutritt zu unseren Amtsräumen.

Machtübernahme durch die Pfeilkreuzler

Anfangs Oktober kapitulierte die ungarische Armee; Horthy selbst demissionierte. Die ungarischen Pfeilkreuzler, mit *Salaszi* an der Spitze, übernahmen die Regierungsgewalt. Die Situation änderte sich mit diesem Tage schlagartig. Die *Deportation* ganzer Lager in der Umgebung Budapests nach dem Osten wurde beschleunigt. Die Einwaggonierung der jüdischen Bevölkerung Budapests konnte mit jedem Tag beginnen.

Inzwischen hatte der Bundesrat den schweizerischen Gesandten zurückgezogen; Bern weigerte sich, die neue Pfeilkreuzlerregierung anzuerkennen. Das war im Oktober 1944. Mir wurde dadurch das Rückgrat gegenüber der neuen ungarischen Regierung und den deutschen Militärstellen gefährlich geschwächt. Ich stellte mich der neuen Regierung vor, die mich ersuchte, ihr den Umfang der fremden Interessen zu schildern. Dann

brachte ich die Bitte um eine wirksamere Sicherung der mit Schutzbriefen versehenen Juden vor, wobei ich argumentierte, daß dies eine Geste wäre, bei der schweizerischen Regierungen einen guten Eindruck zu machen; gleichzeitig versprach ich, mich für die Anerkennung der neuen Regierung einzusetzen.

Es war mir bewußt, daß die Schutzbriefe allein nicht genügend Sicherheit boten, und ich ersuchte daher die ungarische Regierung, mir eine Anzahl *Hochhäuser* zur Verfügung zu stellen, um die unter meinem Schutz stehenden Juden in diesen unterzubringen. Dem Wunsche wurde nach langem Zögern nachgegeben. Binnen einer Woche mußten etwa 20 000 christliche Bewohner ausgesiedelt werden, um einigen zehntausend Juden in den genannten Hochhäusern Platz zu machen. Diese gigantische Umsiedlung wurde unter dem Schutz eines großen Aufgebotes an Gendarmen inmitten von täglichen Luftangriffen durchgeführt. Die Schutzhäuser wurden mit entsprechenden Tafeln versehen. Der Andrang in diese war naturgemäß groß.

Wer soll gerettet werden?

Bald waren auch die 50 000 Schutzbriefe vergriffen, und noch immer flehten Tausende vor unseren Toren um solche lebensrettende Zertifikate. Ich konnte das Kontingent unmöglich überschreiten, ohne den Zorn der Behörden heraufzubeschwören und die ganze Aktion zu gefährden. Bald bildeten sich jüdische Stellen, die massenhaft *gefälschte Schutzbriefe* verteilten, was mir viel Kopfzerbrechen machte. Jeder versuchte natürlich, mit aller Gewalt in den Besitz eines solchen Lebensrettungszertifikats zu kommen. Die ungarischen Behörden wurden sehr bald darauf aufmerksam und drohten damit, alle Juden in ihren Gewahrsam zu nehmen. Ich protestierte und versprach, bei der Sichtung der «guten» und «schlechten» Schutzbriefe persönlich mitzuhelfen. Sämtliche Häuser mußten mit Hilfe eines starken Polizeikordons durchgekämmt werden. Schließlich befahl man alle Einwohner auf die Straße oder in den Park und nahm dort die Sichtung bzw. Prüfung vor. Hunderte von Inhabern der sogenannten Schutzbriefe waren aber bereits in die Lager bzw. in eine Ziegelei verbracht worden, wo sie den Abtransport zu Fuß an die deutsche Grenze abwarteten. So mußten auch dort Tausende von Briefen überprüft werden. Das war für uns wohl die schmerzlichste Aufgabe. Ich bin mit meiner Frau einmal vier Stunden in Schnee und Eis in der berüchtigt gewordenen Ziegelei in Obuda gestanden und habe diese traurige Arbeit der *Ausscheidung der Schutzbriefe* vorgenommen. Herzerreißende Szenen spielten sich ab. Fünftausend dieser unglücklichen Menschen standen in Reih und Glied, frierend, zitternd, hungernd, mit armseligen Bündeln beladen, und streckten mir ihre Briefe entgegen. Nie werde ich diese verängstigten Gesichter vergessen. Immer wieder mußte die Polizei eingreifen, weil mir die Leute die Kleider beinahe vom Leibe rissen, indem sie ihre Bitten vortrugen. Es war das letzte Aufblitzen des Lebenswillens vor der Resignation, die so oft im Tode endete. Für uns war es eine *seelische Tortur*, diese Aussonderung vornehmen zu müssen. Es war bei solchen Anlässen, wo Menschen mit Hundepeitschen geschlagen wurden und dann mit blutenden Gesichtern auf dem Boden lagen, und wir mit der blanken Waffe bedroht wurden, wenn wir versuchten zu intervenieren. Wie oft bin ich mit meinem Wagen an der Seite der nach der Ziegelei marschierenden Menschen gefahren, um ihnen zu zeigen, daß noch nicht alles

verloren sei, bis dann die stark bewaffnete Begleitmannschaft mir den Weg versperrte.

Der Kampf um Budapest

Inzwischen war die Front bedrohlich nahe gerückt. Immer wieder wurde ich vom später hingerichteten Außenminister Kemenyi nach der Anerkennung seiner «Regierung» gedrängt. Zu dieser Zeit drohte die Pfeilkreuzlerregierung, uns die Exterritorialitätsrechte zu entziehen, wenn diese Anerkennung nicht endlich erfolge. Ich suchte Zeit zu gewinnen, indem ich sagte, auf die Entscheidung müßte noch etwas gewartet werden, da unser Außenminister erkrankt sei; später sagte ich, daß der Kurier mit der Anerkennungsurkunde wahrscheinlich in Wien stecken geblieben sei.

Wir verzögerten auch die Herstellung einer alphabetischen Liste der in unseren Händen befindlichen Juden und erbaten uns eine Woche Zeit. Meine Nerven waren schon sehr in Mitleidenschaft gezogen; denn zum Essen und Schlafen war kaum mehr Gelegenheit. Hier ist zu sagen, daß andauernde Bitten um weitere Schutzbriefe, Errichtung von Krankenhäusern, Abteilungen für Wöchnerinnen, Einzelinterventionen um Schweizer Flaggen, Armbinden mit dem Schweizer Kreuz, um Lebensmittel usw., an mich herangetragen wurden.

Eine Episode vermag die damalige Situation am besten zu beleuchten. Eines Nachts wurde ich von einem Hauswart angerufen, daß in seinem Hause eine große Zahl Menschen am Ersticken seien, weil die Türen und Fenster zugenagelt worden seien. Ich forderte sofort den Kabinettschef auf, mitzukommen, was er auch tat. Nach einer abenteuerlichen Fahrt erreichten wir das Haus und konnten die eingesperrten Menschen, von denen schon einige bewußtlos am Boden lagen, aus dem vernagelten Raum befreien und in eine andere Wohnung überführen. Als wir am nächsten Morgen mit Tee und Brot kamen, waren leider schon alle abtransportiert. Hier sei bemerkt, daß es sich um Juden handelte, die keine Schutzbriefe hatten. Einige Male versuchten auch kleine Gruppen Pfeilkreuzler in die Bureaus unserer Auswanderungssektion einzubrechen; doch immer wieder gelang es der Polizei, diese fernzuhalten.

Die Tätigkeit zum Schutze der Verfolgten stellte ungeheure Anforderungen an das Personal und den gesamten administrativen Apparat. Jeder neue Regierungserlaß brachte neue Menschenansammlungen vor unsere Bureaus. Die Luftangriffe wurden immer häufiger, und die ersten Granaten schlugen in der Stadt ein. Der Donner der schweren Geschütze war den ganzen Tag vernehmbar, und des Nachts war der Horizont durch das Aufblitzen der Abschüsse und der Raketsignale in allen Farben erleuchtet. Viele der Angestellten konnten diese Nervenprobe nur schwer ertragen. Es war aber nicht mehr möglich, neues Personal aus der Schweiz anzufordern. Manche meiner Angestellten, besonders Freiwillige, haben Tag und Nacht durchgearbeitet; es mochten an die 150 gewesen sein.

Was uns außer einem größeren Personalstab am meisten fehlte, um der Not zu steuern, waren Geldmittel. Ich wartete umsonst, daß internationale Hilfsorganisationen sich dieser Situation annehmen oder wenigstens meine Anstrengungen unterstützen würden. Nichts geschah; ich blieb auf mich selbst gestellt.

Mitte Dezember 1944, kurz vor der Umklammerung der Stadt durch die Russen, reisten auch der Geschäftsträger sowie der Militärattaché ab. Die Landsleute und die Schutzmachtangehörigen hörten mit Konsternierung von diesen Abreisen und baten mich, sie in der „schrecklichen Situation nicht im Stich zu lassen. So entschloß ich mich, auf dem gefährlichen Posten auszuharren.

Die Front rückte weiter vor; die Regierung siedelte nach Oedenburg im Burgenland über und verlangte von uns, daß wir ihr folgten. Ich refüsierte, obwohl mir mit dem gänzlichen Entzug der diplomatischen Rechte gedroht wurde. Eines Morgens unterrichtete mich ein Funktionär von der bevorstehenden Abreise der deutschen Gesandtschaft. Dies bedeutete nach meiner Ansicht, daß Budapest bald Kriegsschauplatz werden würde. Meine große Sorge waren meine Schutzbefohlenen. Ein deutscher Diplomat eröffnete mir, daß die Pfeilkreuzler die Anweisung erhalten hätten, die Schutzhäuser nicht zu attackieren, solange ich in Budapest bliebe; es war die Gegenleistung der deutschen Gesandtschaft dafür, daß ich die deutschen Interessen in Palästina bei Kriegsausbruch wahrgenommen hatte. Dies machte mein Verbleiben in Budapest zu einer Gewissensfrage.

Die *Belagerung* war aber für mich und meine Frau eine physische und nervliche Tortur. Da wir auf der britischen Gesandtschaft im Burgdistrikt wohnten, gerieten wir ins Zentrum des Verteidigungskampfes. Volle drei Monate verbrachten wir mitten im Winter im nassen, ungeheizten Keller, oft ohne Kerzenlicht und Wasser, bei knaptester Verpflegung, da noch viele Personen zu uns flüchteten. Drei Wochen lang waren wir täglich mehrstündigen Tiefflugangriffen ausgesetzt. 19 Bomben fielen auf unser Gebäude; die Kanoneinschläge ließen unser Haus erzittern, das schließlich Feuer fing und zwei Nächte hindurch brannte, während wir uns unter dem Gebäude befanden. Noch während des Brandes drangen an die 20 bewaffneter Pfeilkreuzler in die unteren Stockwerke und «retteten» das meiste unserer Privathabe.

Budapest unter russischer Soldateska

Als wir nach drei Monaten das Tageslicht wieder erblickten, standen wir vor einer veränderten Welt. *Budapest* war in *sowjetischer Hand* und kaum mehr zu erkennen. Ein Todesschleier hatte sich über die Stadt gelegt. Zahlreiche Bekannte waren verschwunden und

leben wahrscheinlich nicht mehr. Not und Wehklagen allenthalben. Kurz nach oder Beisetzung Budapests wurde ein schweizerischer Beamter der Gesandtschaft in meiner Gegenwart von einer russischen Streife abgeholt und nach Rußland verschleppt; ich selbst konnte mich nur durch einen Sprung aus dem Fenster vor der Erschießung durch die russische Soldateska retten. Wir mußten den ganzen Terror der Malinowski-Straftruppen über uns ergehen lassen; während zehn Tagen war die ganze Bevölkerung für vogelfrei erklärt worden. Es waren grauenvolle Nächte, in denen wir ständig von der betrunkenen Soldateska belästigt wurden.

Wie ich nach vielen Wochen der Trennung (die Donaubrücken waren alle gesprengt worden) durch einen Fußmarsch von einigen Kilometern und Überquerung oder Donau in einem kleinen Kahn nach meinen Angestellten und den Bureaus sah, fand ich das ganze Personal am Leben. Auch der größte Teil der unter meinem Schutz befindlichen Juden wurde gerettet. Ein gütiges Geschick wollte es, daß die Häuser vor Granateinschlägen, Bomben und Feuersbrunst verschont blieben; denn in Pest, wo sich die Schutzhäuser befanden, dauerte der Kampf nur zehn Tage, weil sich die deutschen Truppen über die Donau nach Buda zurückgezogen hatten, wo sich die Kämpfe bis in den März 1945 hinein erstreckten.

Leider war es uns nicht möglich, die Ankunft der alliierten diplomatischen Mission abzuwarten, um ihr die Interessen zurückzugeben; schon nach zehn Tagen wurden wir von einem russischen Offizier aufgefordert, uns innerhalb von 24 Stunden reisebereit zu machen, um die Heimfahrt über Bukarest und Istanbul anzutreten. Anfangs April traten wir die Fahrt an. Es war eine sehr abenteuerliche und gefährvolle Reise. Von sechs mit Maschinenpistolen bewaffneten Russen begleitet, kam unsere aus 70 Personen bestehende Gruppe nach sechs Tagen in Istanbul an, nachdem die Begleitung uns vorher gedroht hatte, den Zug nach Rußland abzuweichen, falls die Türkei die Einreise verweigern sollte. Von Istanbul ging die Fahrt nach Lissabon durch das minenverseuchte Mittelländische Meer weiter, von dort über Madrid, Barcelona nach Genf. Dort endete für uns die Odyssee von Budapest.

Carl Lutz